

Mundart, gesellschaftlicher Wandel und die Zukunft

- Von Andreas-Kirschhofer-Bozenhardt -

Josef Ratzenböck ist ein hochgebildeter Mann. Die Geschichte der Hethiter kennt er wie kein Zweiter; mit Latein tut er sich leicht, seine Reden waren intellektuelle und rhetorische Kostbarkeiten. Dennoch hat Oberösterreichs ehemaliger Landeshauptmann möglicherweise einen politischen Webfehler. Er bekennt sich nämlich zur heimatischen Tracht (seine Frau war stolze Goldhaubenträgerin) und er spricht Mundart. Das ist, zumindest in der krausen Philosophie des Albertina-Chefs K.A. Schröder, ein Alarmsignal. Schröder selbst hat sich das Oberösterreichische nach eigener Aussage bereits als Jugendlicher abtrainiert. Denn, so meinte er in einem OÖN-Interview wörtlich: „Für mich war dieser Dialekt kontaminiert mit einer total antimodernen, reaktionären, faschistischen Haltung - unsere Landeshymne heißt ja auch Hoamatland.“ Da hat man's. Mundart und Heimatliebe stehen also neuerdings auf der politischen watchlist.

Zum näheren Verständnis: Die 1. Strophe des Stelzhammer-Gedichts, das der öö-Landeshymne zugrunde liegt, lautet: „Hoamatland, Hoamatland! / han di so gern/ wiar a Kinderl sein Muader,/ a Händerl sein Herr.“ In der letzten Strophe heißt es: „Dahoam is dahoam,/ wannst net fort muaßt, so bleib;/ denn d'Hoamat is ehnter /der zweit Muaderleib“. Es bedarf einiger Phantasie, um in diesen Worten geistiges Gift zu entdecken.

Die Behauptung Schröders, die Mundart sei reaktionär und mit faschistoidem Gedankengut verseucht, erfolgte etwa zeitgleich zur medialen Verdammnis des FPÖ-Politikers Mölzer, der sich mit dem Ausdruck „Negerkonglomerat“ und einem NS-Vergleich sowohl sprachlich, als auch historisch vergriffen hatte. Trotz Mölzers Geschmacklosigkeit (für die er sich später entschuldigte) stellt sich die Frage, warum der Fauxpas des inzwischen retirierten Politikers ganze Seiten füllte, der Angriff des Kulturfunktionärs auf die eigene Lebenswelt hingegen völlig undiskutiert blieb. Die Erklärung besteht darin, daß der eine der beiden Autoren politisch stigmatisiert ist, der andere nicht. Der eine besitzt das Privileg, Ungeheuerlichkeiten auszusprechen, dem anderen werden sie nicht verziehen. Dabei war Mölzers Wortwahl zwar in ihrer Derbheit, nicht jedoch in ihrer inhaltlichen Besorgnis allzu weit entfernt von dem, was der untadelige deutsche Alt-Kanzler Helmut Schmidt in seinem Buch „Mein Europa“ zu Papier gebracht hatte. Schmidt nannte es immerhin einen Albtraum, daß „zig-Millionen zeugungsfähiger Türken nach Mitteleuropa drängen und unsere Zivilisation marginalisieren.“

Im Grunde trat auch Helmut Schmidt in erster Linie für das ein, was sich in berührend naiver Weise in den Stelzhammer-Versen widerspiegelt. Was ist daran falsch? Kann es verwerflich sein, das eigene Land, seine Lebensweise und seine Traditionen ganz besonders zu lieben? Ist es reaktionär, manche heimatischen Vorzüge bei rationaler Überlegung sogar höher einzustufen, als die soziokulturellen Tugenden anderer Staaten? Ist es ein Ausdruck faschistoiden Denkens, wenn die Österreicher demoskopisch nachweisbar davon überzeugt sind, daß sie in puncto Gesundheitswesen, Altersversorgung, sozialer Rechte der Arbeitnehmer, Ausbildung, Produktqualität ihrer Erzeugnisse, Freizeitmöglichkeiten, öffentlicher Sicherheit, Frauenrechten und nicht zuletzt dem Fleiß der Bewohner erheblich besser dastehen, als die meisten anderen EU-Staaten? Alles in allem überwiegen im Denken der Bevölkerung die sub-

ektiv empfundenen Vorzüge Österreichs den europäischen Durchschnitt im Verhältnis von 3:1!

Der Kulturfunktionär Schröder fühlte sich bei seiner Philippika gegen die Mundart vermutlich in der linearen Tradition der Aufklärung und wollte ganz offenkundig ein Zeichen von fortschrittlichem Zeitgeist setzen. Die von ihm vertretene These ist indes seit langem empirisch widerlegt. Bereits in einer 1982 durchgeführten internationalen Wertestudie in elf europäischen Ländern hat sich eindeutig gezeigt, daß Menschen mit ausgeprägtem Heimatbewußtsein vorbehaltlos glücklicher sind, ihre häusliche Situation günstiger beschreiben und weniger am Sinn des Lebens zweifeln als Personen, die eine geringe Bindung zu ihrem Land verspüren. „*Individuelle Lebenszufriedenheit ist ein Korrelat der Identifikation mit dem eigenen Land*“ hieß es im Kommentar zu der Studie wörtlich.

Es ist bedauerlich, daß das Problem der Migration nicht ideologiefrei und ohne Posen des politischen Wohlverhaltens diskutierbar ist. Allein der Versuch einer objektiven Betrachtung macht verdächtig. Tatsache ist jedenfalls, daß die modernen Wanderungsströme einen massiven Einfluß auf die jeweilige Stammbevölkerung haben. Ein Paradebeispiel dafür bieten die USA, wo die weiße Bevölkerung rapide schmilzt und demografisch berechenbar ab 2043 in die Minderheit geraten wird. Schon heute bilden die zuwandernden Latinos, Asiaten und Schwarzen die Mehrheit unter den relativ knapp vor der Jahrtausendwende geborenen „Millenials“. Diese werden nicht nur für zunehmende ethnische Buntheit sorgen, sondern auch die Lebensumstände und das Lebensgefühl der Amerikaner mehr und mehr verändern. Daß es in Kalifornien bereits Supermärkte gibt, die ihre Waren durchgehend in Spanisch beschildern, fällt dabei weniger ins Gewicht als die politischen Perspektiven des Wandels. „*In den USA drängen die ‚Millenials‘ an die Macht,*“ konstatierte die angesehene „WELT“, gestützt auf eine Pew-Untersuchung, kürzlich. „*Diese 18-33-jährigen sind bunter, linker, säkularer und unpatriotischer als die Generationen vor ihnen. Sie markieren eine Zäsur, die auch von politischer Bedeutung ist, für die Supermacht und global.*“

Als eine weitreichende Folge der demografischen Strukturveränderung zeichnet sich neben der geringeren Identifikation mit der Religion auch eine rückläufige Neigung für die freie Marktwirtschaft und insgesamt für die Ideale des „*American way of Life*“ ab. (Die Millenials sind u.a. die einzige Fraktion der US-Gesellschaft, die für mehr Staat plädiert und von Eigeninitiative nichts hält). Damit einher geht ein sich zunehmend veränderndes nationales Selbstverständnis der Amerikaner, nämlich der mögliche Abschied von der Rolle des missionarischen Weltverbesserns und die Hinwendung zu einem isolationistischerem Verhalten. Welche Folgen sich daraus für Europa ergeben, bleibt der Phantasie überlassen. Jedenfalls täte man auf dem alten Kontinent gut daran, darüber nachzudenken, was die demografischen Verschiebungen für die eigene Zivilisation bedeuten und im bestehenden System bewirken.

Daß die Frage, wie unsere ebenfalls immer bunter werdenden Millenials politisch ticken, nicht nur Österreich, sondern viele Partnerländer der EU betrifft, darf als sicher gelten.